Losgeeist!

Historische Skizze von F. Kappler-München

Mit einer tiefen Verbeugung endete der bevollmächtigte Minister seinen Vortrag beim König. „Abschließend wäre noch untertänigst zu vermelden, daß es der Rittmeister von Schwibbus, den Eure Majestät meiner politischen Mission zu attachieren die Gnade hatten, hervorragend verstanden hat, seine Qualitäten an der Newa ins rechte Licht zu rücken. Ihre Majestät die Herrscherin aller Reußen höchstselbst zumal waren völlig entflammiert und geruhten, den glänzenden Offizier mit Beweisen besonderer Gunst geradezu zu überschütten.“ Er konnte ein feines Lächeln nicht unterdrücken.

Eine Unmutsfalte zwischen den Brauen strich Friedrich mit dem roten Aermelaufschlag über die goldene Tabaksdose in seiner Rechten. „Angelt also immer noch nach Männern, die Zerbster Base, und der Schwibbus ist ein Windhund, leicht ins Netz zu locken. Es wird Zeit, daß er unter die Haube kommt.“ —

Bei der großen Parole im Zeughaus nahm er sich den langen Seydlitz-Kürassier vor. In überschwenglichen Hymnen erging sich dieser über die Frau auf dem russischen Thron und bestätigte begeistert die außerordentlichen Gunstbezeigungen, die ihm in St. Petersburg widerfahren waren.

„Es ist für einen Souverain eine Genugtuung“, unterbrach ihn knurrig der Alte, „wenn sich seine Offiziers auch in politicis wacker anlassen. Uebrigens hat Ihm diese Reise wohl überreichen Stoff zu einer Berichterstattung an Seine Verlobte geboten. Das Fräulein von Zedwitz wird Seine Verherrlichung dieses Zwischenspiels mit größtem Anteil gelesen haben.“

Dem Rittmeister schoß eine Blutwelle in die Wangen. „Halten zu Gnaden, Majestät, in diesen Tagen seit meiner Rückkehr ist noch keine Stafette nach Schloß Zedwitz abgegangen; so habe ich ihr noch nicht geschrieben.“

„Er hat wahrhaftig Feuer gefangen“, ging es dem König durch den Kopf, „und über den Schlingen Phrynes die unvermögliche, adelige Dame schon halb vergessen.“ Ungnädig entließ er den Flatterkopf.

Mit sardonischem Lächeln nahm er eine Woche später ein Handbillett der großen Katharina von seinem Schreibtisch, das ein Sonderkurier aus Petersburg überbrachte. „Sie hat es eilig, ihren jüngsten Favoriten in die Fänge zu bekommen“, brummte er grimmig beim Lösen des Siegels. Die Schreiberin streifte kurz die letzten, politischen Abmachungen und ging alsbald auf den Gegenstand ihrer Begehrlichkeit über, dessen Vorzügen sie höchstes Lob zollte. Als Zeichen besonderer Geneigtheit des Königs erbat sie schließlich rundweg dessen Einwilligung zum Uebertritt des Auserwählten in russische Dienste. —

Lauernd bohrte sich Friedrichs scharfer Blick in die Züge des noch gleichen Abends zu einer Privataudienz nach Sanssouci Befohlenen. „Wie stellt Er sich zu diesem gnädigen Angebot?“

Ohne Besinnen kam die Entgegnung: „Halten zu Gnaden, Majestät, wer dürfte der Gunst der hohen Fürstin widerstreben, zumal die Aussicht auf beschleunigte Karriere damit verknüpft ist? Ich bin entschlossen.“

Finster der Alte: „Ich halte Ihn nicht. Ein Mannsbild, der Soldat insonderheit, muß sein Geschick selbst schmieden. Ob Seiner unvergessenen Bravour und Meriten in mehrfachen Bataillen soll ihn sogar eine Abschiedsgabe seines Monarchen an den Kaiserhof begleiten. Wir werden unsere Kabinettskasse anweisen, Ihm die zu einem Heiratskonsens unerläßliche Kaution auszuhändigen, damit Er noch vor dem Ausscheiden aus unseren Diensten Seine von Zedwitz heimführen kann.“

Wider allen militärischen Brauch ließ sich der Offizier auf das Knie nieder: „Wenn es um das ist, Majestät, so bitte ich alleruntertänigst um die Gnade, in der preußischen Armee weiterdienen zu dürfen. Ein rechter Reitersmann muß einen eben gefaßten Entschluß auch blitzschnell zu ändern verstehen, wenn sich die Lage geändert hat. Einzig einer rascheren Beförderung wegen und um dadurch die Vereinigung mit meiner heißgeliebten Sophie zu beschleunigen, hatte ich mich zu dem russischen Anerbieten verstanden!“

„Erhebe Er sich, Major von Schwibbus! Ich muß ehrlich zugeben, ich hatte Ihn im Verdacht, daß Er um der Gunst einer allmächtigen Frau willen seine Braut sitzen lassen könnte. Nun aber erkenne ich mit Befriedigung, Er hat das Herz am rechten Fleck. Für einen Buhlen, und sei es der einer Kaiserin, ist Er mir zu gut.“

„Den von Schwibbus anlangend“, schrieb er, so nebenher, Katharina zurück, „so werde ich mit ihm über die Pläne Eurer Majestät erst reden können, wenn er von Schloß Zedwitz zurückgekehrt ist, wo er dermalen die Honigwochen an der Seite seiner ihm in diesen Tagen angetrauten, entzückenden, jungen Gemahlin verbringt.“

Gandhi über den Dächern Londons

„Wenn er nur seine Ziegen mitbringen würde!“

Von Karl Wegener, z. Zt. London

Gandhi wird in London erwartet. Als der vornehmste Teilnehmer an der neuen Londoner Beratung „am runden Tisch“ über die Zukunft Indiens. Im letzten Jahre sah Englands Metropole die Maharadschas. Die bevölkerten die teuersten und größten Londoner Luxushotels. Gandhi wird den Elendsquartieren des bescheidensten Londoner Ostens das Schauspiel eines diplomatischen Aufzugs bieten. In seiner Art.

Als er einst in London seine englische Ausbildung erhielt, wetteiferte er mit den anderen indischen Studenten in der Nachahmung des englischen Luxuslebens, spielte Golf, vielleicht auch Polo, Tennis, beteiligte sich als Zuschauer an Pferderennen. Heute wird der einzige Sport sein tägliches Schwimmbad sein.

Es ist nicht so leicht, ihn aus dem Quartier, das er in einem Mietshause seiner Freundin Fräulein Lester bezieht, ins Wasser zu bringen. Ein Hallenschwimmbad darf es nicht sein; denn so etwas würde Gandhi als unerträglich empfinden. Es muß fließendes Wasser eines möglicherweise heiligen Flusses sein. London kann natürlich nur mit einem Freibad in der Themse dienen. Aber das wäre längst nicht die größte Schwierigkeit auf dem Wege zu einem Londoner Leben, das dem Gandhi von heute zusagen würde. Er ist ein Freiluftdasein gewöhnt. Deshalb bringt man ihn in jenem Mietshause dreißig Meter über der Erde unter: denn nur dort oben bietet sich die Möglichkeit, ihm einen Garten zu schaffen. Man richtet ihn auf dem Dach ein. Irgend ein begeisterter Anhänger des Mahatmas verpflichtete sich schon zur Bereitstellung eines kleinen Springbrunnens, um ihn Indien in London möglichst wenig vermissen zu lassen.

Nur den Ausblick kann man nicht aus dem Wege räumen. Er besteht aus einer Anzahl riesiger Gasometer, die dem Inder vermutlich ebenso lästig sein werden, wie sie der Londoner unentbehrlich findet. Für den alkoholfeindlichen Asketen bietet auch der ungeheuer große Bierpalast, der bezeichnenderweise im Volksmunde „John Bull“ heißt, wenig Anlaß zu freundlichen Betrachtungen.

Der Mann aus dem fernen Osten, der im Londoner nahen Osten untergebracht werden soll, bereitet seinen Gastgebern aber die allergrößten Sorgen wegen der Ziegen. Genauer wegen ihrer Milch, die er daheim in Indien aus eigener Machtvollkommenheit ihren straffen Eutern entnimmt. „Wenn er nur seine Ziegen mitbringen wollte!“ hat Fräulein Lester im ersten Schreck ausgerufen, sich dann aber gleich auf die Zunge gebissen; denn in dieser Gegend Londons gibt es keine Weideplätze für Milchziegen. Reis, Zitronen und heißes Wasser kann man hier ja in Menge beschaffen, um Gandhis Speisegewohnheiten entgegenzukommen. Aber Ziegen? Das Problem muß noch gelöst werden!

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

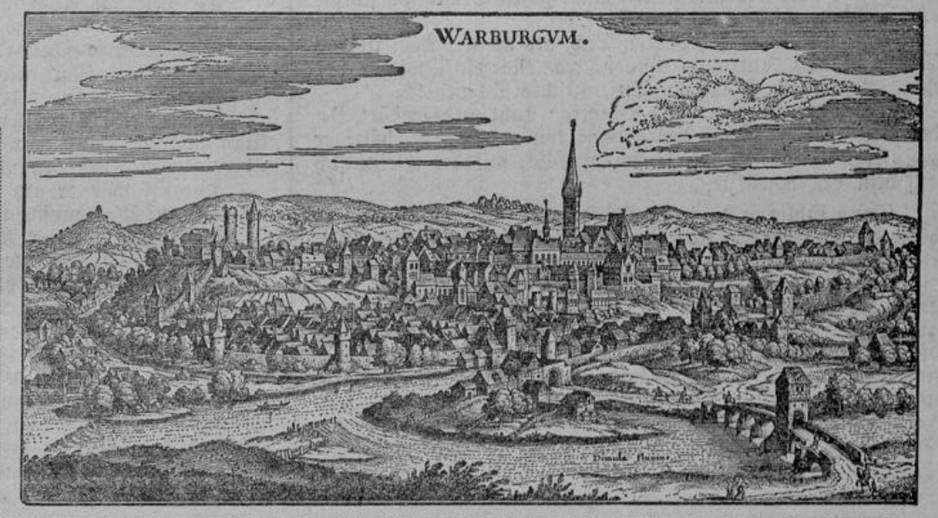
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 60 | 25. Juli 1931 | 6. Jahrgang

Unter weißem Adler

Skizze von Werner Krueger-Hamburg

Der klotzige Trutzbau des Thorner Rathauses ragte in den grauen Himmel des feuchtkalten Junimorgens. Zuweilen zitterte ein Sonnenstrahl durch das Gewölk, irrte herab und glitt sekundenlang über den Gedenkstein des deutschen Bürgermeisters Rösner, der im Jahre 1724 mit sieben deutschen Bürgern der Stadt Thorn wegen eines verprügelten polnischen Junkers hingerichtet wurde. Glitt mit streichelndem Finger über den Stein. Irrte ab und schwang sich empor zum Glockenstuhl der grauen altstädtischen Kirche. Löste ein feines metallisches Klingen aus dort oben in der alten erzenen Schelle. Das schwirrte über die Stadt, die Weichsel entlang — deutscher Fluß — mächtiger deutscher Fluß — gefesselt von fremder Hand ...

Im Vorraum der Finanzkasse drängte sich das Volk. Hinter mit Drahtgeflecht abgeschlossenen Schaltern saß ein bunt zusammen gewürfeltes Volk diensteifriger Beamten. Ein schmalschultriger, schmächtiger Großpole mit Tuberkuloseflecken unter den starken Jochbeinen und braun geätzten Zigarettenfingern. Ein breitbrüstiger, blonder Ukrainer mit der Sattelnase des Kleinrussen und dem wässrig verschwommenen Blick des Trinkers. Ein schnauzbärtiger Riese vom Dnjepr, ein ehemaliger Kosakenhetman, der jetzt seine mühselig erworbenen Schreibkenntnisse im Beamtenstand verwertete. Dazwischen gepuderte Weiblichkeit. Polnisches Beamtentum.

Vor den Schaltern standen die Bürger Schlange. Sie zielten grüne Kassenanweisungen in den Händen und knitterten mit zusammengefalteten Zlotyscheinen. Am Ofen hing ein durch den getrockneten Kleister zusammengerolltes Plakat: „Palenie surowo wzbronione!“ (Rauchen streng verboten!) Und vor jedem Beamten stand fein säuberlich eine mit Zigarettenstummeln bedeckte Aschenschale.

Unter den Wartenden ragte ein blonder Hüne hervor. Seine Augen waren hell und grau wie die des Kleinrussen, aber hart und von stählernem Glanz. Sie wurden dunkel und drohend, wenn sie sich auf die Schreibenden hinter dem Gitter richteten. Seine Nase ragte kühn und leicht gebogen hervor, und seine Stirne lud über den Augen breit in das zurückweichende Haar aus.

Franz Geduhn bezahlte seine Steuern.

Aus dem Nebenzimmer trat ein kleiner, kahlköpfiger Mann mit unangenehm zwinkernden Augen. Er legte beide Hände auf den Rücken und lehnte sich an den jetzt im Sommer kalten Ofen. Hielt den Kopf schief und ließ seine Blicke über die Wartenden gleiten.

Herr Naczelnik Wojciechowski, der Amtsvorsteher, suchte sich ein Opfer. Wer ihn kannte, wußte, was folgen würde.

Franz Geduhn aber kannte ihn nicht. Er stand breitbeinig, die Hände in den Taschen, im Bewußtsein seines mit der Scholle verwachsenen alten Stammes mitten im Zimmer, hatte wahrscheinlich vergessen, bei dem langsamen Vordrängen der Warteschlange aus dem Flur in den eigentlichen Zahlraum seine Mütze abzunehmen, und hielt in den schwieligen Händen seine erloschene Tabakspfeife.

Ueber den Wartenden hing ein Kruzifix. Und darunter ein aus Ton gefertigter roter romanischer Wappenschild mit breiter Tartsche und einem weißen Adler auf rotem Felde: das polnische Wappen.

Franz Geduhn betrachtete es gelangweilt. Seine Blicke glitten spöttisch über die verunglückten Füße des Vogels hinweg — der Artikel war in Warschau in einer Bestellungsauflage von mehreren hunderttausend Stück sehr billig und sehr schlecht für den Fiskus angefertigt worden. Die Blicke des Mannes glitten über das durch einige Striche angedeutete Gefieder hinweg und — er lächelte leicht.

Als Franz Geduhn aufblickte, stand Naczelnik vor ihm.

„Pana osobiscie prosze!“ schnarrte der Pole.

Der Angesprochene beugte sich etwas herab und legte die Hand muschelförmig an das Ohr. „Was wünschen Sie, bitte!“

Naczelnik schnaufte. „Sprechen Sie kein Polnisch?“

Geduhn schüttelte den Kopf: „Nein!“

„Warum lernen Sie es nicht?“ fragte der Kleine gereizt.

„Ich lerne es schon, es geht nur nicht so schnell“, sagte Geduhn gutmütig und machte mit der Rechten eine Bewegung, als wollte er einem Kinde etwas erklären.

„Es geht schon, Sie wollen bloß nicht!“ sagte der Kleine wütend. „Sagen Sie einmal: Sind Sie sich nicht dessen bewußt, daß Sie unter dem polnischen Adler stehen? Wollen Sie nicht gefälligst Ihren Speckdeckel abnehmen, Herr?“

Der Kleine brüllte zum Schluß. Aus seiner tadellosen Aussprache konnte man entnehmen, daß es sich um einen Galizier, um einen früheren österreichischen Polen handelte.

Geduhn nahm langsam die Mütze ab und drehte sie aufmerksam herum. „Speckdeckel? Dafür habe ich acht Mark bezahlt.“

„Wollen Sie mich verhöhnen? Ich bin hier Naczelnik!“ schnappte der Kleine nach Luft. „Wagen Sie nicht noch einmal, mit der Mütze unter dem polnischen Adler zu stehen!“

Der Pole zitterte vor Wut und wandte sich ab. Er spie auf den Boden und murmelte etwas vor sich hin, das verzweifelt nach „Szwaba!“ (Schwabe!), dem schlimmsten Schimpfwort für Deutsche in Polen, klang.

Geduhn begriff langsam. Dann aber wurde sein Auge dunkel und hart wie zuvor. Mit einer zähen Bewegung stülpte er die Mütze wieder auf den Kopf.

Und mit einem behenderen Satz, als man es dem kleinen Dickwanst hätte zutrauen können, war Naczelnik wieder vor ihm. „Nimm die Mütze ab, Du deutsches Schwein!“

Geduhn hatte aber das „Schwein“ nicht mehr gehört. In der sicheren Erwartung dessen, was kommen würde, hatte er zugeschlagen und sah mit finsterem Blick, wie der Kleine sich auf dem Boden wälzte.

Dann fühlte er die festen Griffe zweier Hünen hinter sich, hörte das Rasseln von Karabinerschlössern und fühlte den Stoß eines Wache haltenden Ulanen: „Jazda!“ (Los!)

Geduhn wurde in ein Auto geworfen. Die Fahrt ging durch die Breitestraße, an der alten Garnisonkirche vorbei zur großen Weichselbrücke. Rechts davon lagen Wellblechbaracken, die für Untersuchungsgefangene bestimmt waren. Und unten floß die Weichsel. Beladene Kähne glitten auf ihr stromabwärts, und ein langer Zug Holzflaken wurde vom Ufer abgestakt.

Geduhn übersah das alles. Und vor sein Auge trat seine Frau zu Hause, die auf ihn wartete. Seine durch die polnischen Quälereien überaus nervös gewordene Frau, die vor jeder polnischen Uniform zitterte und ihn vor jeder Fahrt in die Stadt ermahnte, jede Unbesonnenheit zu vermeiden.

An sie dachte er, und sein Gesicht wurde finster. Was würde sie nur anstellen, wenn er nicht nach Hause kam?

Da hielt das Auto, und die Ulanen stießen ihn hinaus. Vor sich sah er die graue, wellenschlagende Weichsel, drüben die grüne, baumrauschende Basarkämpe und dahinter Stewken, sein Heimatdorf. Dort war seine Frau.

Ein jäher Schlag in das Gesicht ließ den einen der Ulanen zurücktaumeln. Ein zweiter vor die Brust brachte den anderen Ulan zu Fall. Dann war Franz Geduhn frei. Er stürzte den Abhang zum Fluß hinunter.

Wie oft war er als junger Kerl durch den Fluß geschwommen! Das mußte heute auch noch gehen.

Hinter sich hörte er Rufen. Ein scharfes: „Stoj!“

Er lief — lief. Setzte zum Sprung an über die niedrige Kaimauer und fühlte plötzlich einen leichten Schlag gegen den Hinterkopf. Machte einen verzweifelten Satz und fühlte dann, wie seine Arme und Beine sich fest und krampfig an den Körper zogen ... Fast senkrecht ging er unter.

Die Weichsel aber, der große, murmelnde deutsche Fluß, nahm ihn in ihre Arme und trug ihn stromabwärts, den toten Deutschen. Sie hüllte ihn ein in ihr flüsterndes Schlummerlied und barg ihn vor dem kleinwüchsigen Gesindel, das sich an ihren Ufern breit gemacht hat.

Der „Stern von Südafrika“.

Skizze von Ernst Otto Reidhard

Schalk Niekerk, der das Blockhaus seiner Farm am Südufer des Oranje geschichtet hatte, und Ludwig, der aus Hopetown kam, saßen am flackernden Kaminfeuer. Schalk Niekerk studierte die Bibel. Zwischen den beiden fiel kaum ein Wort.

Der Farmer las grade die Geschichte von dem Weibe aus Samaria, das den Heiland am Brunnen tränkte, als Ludwig ganz unvermittelt begann: „Das ist ein merkwürdiger Schmöker, Niekerk, den ich da in der Schulbibliothek von Hopetown aufgestöbert habe, eine Beschreibung Brasiliens. In einem Kapitel ist von den Edelsteinen die Rede, und da fällt mir etwas auf!“

„Was Ludwig?“

„Der Schreiber spricht da von Verrätern der Diamanten. Es soll nämlich dort gewisse Kristalle und Kiesel geben, deren Fund auf das Vorhandensein des kostbarsten aller Edelsteine weist.“

„Zeig' mal her!“ Schalk Niekerk war sehr aufmerksam geworden. Ludwig reichte ihm das rostfleckige Buch. Dabei deutete er auf eine von ihm markierte Seite. „Bitte hier!“

Der Farmer las. — „Fällt Dir nichts auf?“

„Nicht, daß ich wüßte!“

„Aber mir! Mir ist es nämlich grade so, als ob ich die beschriebenen Kristalle und Kiesel, die Verräter der Diamanten, nicht allzuweit von Hopetown gefunden hätte.“

„Da hast Du recht, Ludwig, mir auch!“

Das Gespräch verstummte. Mehr als das. Es geriet in Vergessenheit. Ein Jahr später wechselte Ludwig seine Stelle und reiste ab.

Aber das Buch blieb auf der Farm. Sein Inhalt ließ Schalk Niekerk keine Ruhe. Sein Studium ersetzte das der Bibel, und der Zufall meinte es gut.

Eines Nachmittags erschien der Pächter Jacobs. Er wollte seinen Zins bezahlen und traf Niekerk über dem Buch.

„Habt Ihr eine Ahnung, Jacobs, wie man einen Diamanten erkennt?“

„Wie sollte ich, Niekerk?“ — „Dann lest es hier!“

Jacobs schob die Brille auf die Nase. Es dauerte eine gute Viertelstunde ... da sagte er plötzlich: „Was meint Ihr wohl, Niekerk, mein kleiner Erasmus hat einen Stein, der womöglich noch schöner als der in diesem Buch beschriebene ist. Ueberhaupt hat er einen ganzen Kasten voll. Er nennt die Dinger seine Hämmel und Ziegen.“

„Den Stein muß ich sehen, Jacobs.“

„Wie Ihr wollt!“

Die Besichtigung kam am folgenden Sonntag zustande „Ich kaufe den Stein“, erklärte Niekerk.

Frau Jacobs lachte ihm ins Gesicht: „Geld für einen Kiesel“, meinte sie. „Das wäre noch schöner! Nehmen Sie ihn nur mit!“

„Schön, Frau Jacobs! Wenn es ein Diamant sein sollte, dann erhalten Sie Ihr Teil. Das ist abgemacht.“

Mit diesen Worten steckte der Farmer den Stein in die Tasche.

Drei Tage später stellte sich der fliegende Händler Jack O'Reilly auf der Farm Kalke ein. Er reiste nach Colesberg. Ihm vertraute Niekerk den Stein an, mit der Abmachung, daß er ein Drittel des Preises erhalten sollte für den Fall, daß in der Stadt das Juwel an den Mann zu bringen sei.

Aber die Zuständigen in Colesberg trauten der Geschichte nicht. Niemand wagte es, sein gutes Geld in diesem seltsamen Funde anzulegen, wenn auch Doktor Atherstone aus Grahamstown erklärte, daß der Stein nach seinem Urteil ein Diamant sei. Das Kleinod wurde ihm anvertraut. Es kam durch seine Vermittlung nach Kapstadt. Der Juwelier Périette bestätigte des Doktors Urteil.

Es handelte sich in der Tat um den ersten südafrikanischen Diamanten. Ein schönes Exemplar von 21 Karat (4 Gramm).

Die Dinge nahmen ihren Lauf. Der Gouverneur der Kolonie, Sir Philip Wodehouse, kaufte den Diamanten um 500 Pfund. Frau Jacobs erhielt ihr Teil.

Der Stein paradierte 1867 auf der Weltausstellung in Paris. Und doch! Noch trat der erwartete Erfolg nicht ein. Der Diamant geriet in Vergessenheit. Kein Mensch kümmerte sich um den Fund.

Nur Niekerk ließ nicht locker. Denn ein glänzendes Zukunftsbild baute sich vor ihm auf. Allen seinen Nachbarn gab er bekannt, daß er Käufer von schönen Kieseln sei. Nun brachen schlimme Tage für ihn an. Er wurde von den Findern überlaufen. Zehn Monate lang kaufte er. Sein Hab und Gut ging auf die Neige. Frucht und Stoffe, Tabak und Silber wandelten sich in Kiesel um. Denn er durfte seine Lieferanten keinesfalls entmutigen, und was in seine Hände fiel, war zum größeren Teile wertloser Tand.

Der nächste Nachbar Niekerks hieß Duvenhage. Vor seiner Farm jammerte es eines Nachts. Ein Hottentotte mit seinen vier Ziegen, den ein Gewitter überrascht hatte und der mit der Bitte um Unterschlupf kam.

Duvenhage wies ihm die Tür. Der Hottentotte wollte nicht gehen. „Baas!“ wimmerte er, „Laß' mich eintreten! Ich schenke Dir auch einen schönen Stein.“

„Scher' Dich zu Niekerk!“ lautete die Antwort. „Das ist der Narr, der die Steine kauft.“

Der „Narr“ war grade dabei, seine Schafherden ins Freie zu lassen, als ihn des Hottentotten Frage traf: „Kauft Ihr noch Steine, Herr?“

Mit diesen Worten legte er seinen Fund in die Hand des Farmers, und diesmal fiel dem Zähen ein Vermögen in den Schoß.

Niekerk erkannte es auf den ersten Blick. Zu dem Neger sagte er kein Wort. Aber den Seinen gab er Befehl, die Herden zusammenzutreiben. Aus diesen wählte er 500 Hämmel, einen Stier, 11 junge Kühe und ein Pferd aus. Dann erst wandte er sich an den Hottentotten. „Nimm das als Lohn!“ rief er ihm zu.

Denn der Ziegenhirt hatte ihm den „Stern von Südafrika“ ins Haus gebracht.

Der kostbare Stein machte seinen Weg. Er war von seltener Reinheit und herrlicher Form, wog 33¾ Karat und wurde nach Hopetown um 11 200 Pfund Sterling verkauft.

Die Karriere dieses Diamanten wurde fabelhaft. Ein Londoner Juwelier erstand ihn um 18 000 Pfund und verkaufte ihn für 25 000 an den Grafen von Dudley. —

Hier hat er den Grundstein der „Südafrikanischen Diamantengesellschaft“ gelegt. Er ist der eigentliche Schöpfer der Stadt Kimberley geworden und wies als erster Cecil Rhodes seinen Weg.

Wir haben uns eingedeckt!

Von Anton K. Leidinger

Als in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren die Warenknappheit zur Selbsthilfe förmlich herausforderte, waren die „Hamsterfahrten“ so selbstverständlich wie heutzutage ein Wochenendausflug. Wer Lebensmittel, Kohlen oder Kleidung, allen Einschränkungen zum Trotz, beschaffen konnte, galt eine Zeit lang als zufriedener Mensch. Daher lag in dem damaligen Schlagwort „Wir haben uns eingedeckt“ eine gewisse stolze Befriedigung, über die man heute lächeln möchte.

Und doch muß auch in unserer Gegenwart — wo nicht Waren- sondern Geldmangel herrscht — das Wort „Wir haben uns eingedeckt“ Geltung behalten. Denn gerade in einer Zeit wie der jetzigen regelt das Gesetz von Angebot und Nachfrage jeglichen Wirtschaftsverkehr. Was in großen Mengen vorhanden ist, ist billiger als das, was nur selten und in geringem Umfang erzeugt wird. In großen Waldgebieten wird Holz gering geachtet, es ist dort Feuerungsmaterial und Heizstoff, während in waldarmen Gegenden das Holz ein Wertgegenstand ist, der teuer bezahlt und mit dem höchst sparsam umgegangen wird. In Brasilien wurden kürzlich 50 000 Sack Kaffeebohnen ins Meer geschüttet, weil der Ueberfluß keinen Preis trägt; zu Zeiten wurden in Kanada und im amerikanischen Mittelwesten die Lokomotiven mit Weizen gefeuert, weil dieses Getreide billiger war als Kohle oder Holz. Doch nicht nur räumlich, auch zeitlich ändert sich das Bild von Angebot und Nachfrage. Die ersten jungen Früchte des Feldes, die „primeurs“, sind teurer, weil sie nur vereinzelt auf den Markt kommen; die große Woge der Billigkeit fällt mit der Ernte zusammen, und weil alle menschliche Wirtschaft auch Vorratswirtschaft ist oder sein sollte, ist es ein Gebot für die Hausfrau und den sorgenden Hausherrn, sich billig einzudecken für späteren Bedarf.

Während der Frühjahrs- und Sommerzeit, wenn die Hühner den Höhepunkt der Legetätigkeit erreichen, sind die Eier zu billigen Preisen zu haben, sie kosten in manchen Gegenden nur die Hälfte des Winterpreises. Eier zu konservieren ist keine große Kunst: Einlegen in Kalkbrühe oder Wasserglas genügt, um die Fäulnis zu verhindern. Nach den Eiern kommen die Gemüse in Mengen auf den Markt, ebenso das Obst. Sind nicht die von eigener Hand in sauberen Glasgefäßen eingekochten Spargel und Erbsen, Kohlrabi und Karotten, Bohnen und Sellerie begehrenswerter als die in Blechdosen aus der Fabrik stammenden Konserven? Der guten alten Sitte — auf dem Lande nie ausgestorben —, selber die Gemüse einzukochen, sollten sich auch unsere Stadtfrauen wieder mehr zuwenden. Spürt nicht jeder den Unterschied zwischen selbst eingelegten Bohnen oder Gurken und den mit Hilfe von allerlei Chemikalien fabrikmäßig in Fässern verpackten? Schon das so verbreitete „Einwecken“ des Obstes geht auf Kosten des Geschmacks und Aromas. Fade schmecken oft die Kirschen oder Erdbeeren aus dem Konservierungsglas, würzig und voller Duft die nach alter Art, mit viel Zucker eingemachten Früchte aus dem alten Steintopf. Der Rumtopf komme wieder zu Ehren, in welchem — durch den Alkohol vor Fäulnis bewahrt — alle Früchte des frühen Sommers ihr Aroma entwickelten und bewahrten bis zum Winter, wo bei festlichen Gelegenheiten die Hausfrau mit dem silbernen oder gläsernen Löffel seinem Inhalt zu Leibe ging.

Später im Jahr, wenn die Apfelbäume ihren Ueberfluß freiwillig von sich werfen, ist die Zeit, wo das Apfelgelee als Marmelade für den Winter eingekocht wird. Noch später, schon im beginnenden Herbst, wird im größten Kessel des Hauses das Zwetschenmus bereitet, aus reifen Aepfeln das rheinische Apfelkraut gerichtet. Dann auch werden die Kartoffeln eingelagert. Der vom allzu großen Reichtum des Gartens gezogene Obst- und Apfelmost verwandelt sich in süffigen Wein.

So wäre für den Magen gesorgt, die billige Erntezeit der deutschen Früchte ausgenutzt. Billig ist im Sommer aber noch ein anderer Bedarfsartikel, der zwar das ganze Jahr hindurch in ziemlich gleichbleibender Menge gewonnen wird, im Sommer aber wegen mangelnder Nachfrage dem Gesetz gehorcht und den Preis erniedrigt. Die Brennstoffe für den Küchenherd und die Oefen erhalten „Sommerpreise“, damit der Absatz stetig bleibt und es unnötig ist, die Förderung auf Halden zu legen. Der sorgende Hausherr soll auch diese Gelegenheit, sich für den Winter billig mit dem so nötigen Heizstoff einzudecken, ausnutzen. Nicht nur, weil er Geld dadurch spart; er kann auch sicher gehen, daß ihm die Kälte nichts anhaben kann, wenn wegen allzu strengen Frostes die Transportmittel versagen und — wie es im strengen Winter 1928 der Fall war — Brikett- und Kohlenzufuhr ausbleiben. Bis August gelten die billigen Brennstoffpreise, und wenn der Kellerraum nicht ausreicht, den ganzen Winterbedarf zu fassen, besorge man wenigstens einen Teil. Ist es nicht eine Freude der Hausfrau, neben den Regalen mit „Eingemachtem“ den langen Stapel der Braunkohlenbriketts zu sehen, die, sauber und reihenmäßig ohne Raumverlust aufgetürmt, die Feuerung für den Herd und die Heizung für die Oefen sichern? Um so weniger Sorgen im Winter.

Angebot und Nachfrage ausnutzen, an Vorrat denken — darin bewährt sich der wirtschaftliche Sinn des Menschen, der gerade jetzt nötiger ist denn je. „Spare in der Zeit, so hast Du in der Not“ lehrt uns ein altes Sprichwort. Wohl dem der seinem Ratschlag folgte, ihm ist die Gewißheit, seine Pflicht getan zu haben. Und wenn dann der Winter naht kann er in mancher Hinsicht und sich selbst beruhigend sagen: „Wir haben uns eingedeckt!“ Gerade weil die Nöte des kommenden Winters besonders große sein werden, wird alsdann eine vorzeitig getroffene Erleichterung doppelt angenehm und entlastend wirken

Ernte

Die Sonne brennt versengend heiß
Vom blauen Himmel nieder.
Das reife Korn sinkt müd' und leis'
Zur Mutter Erde wieder.

Flink werden Stiegen aufgebaut,
Die Erntewagen rollen.
Und ringsum, wo das Auge schaut,
Schöpft heut' die Hand im Vollen.

Die Schnitter blicken fröhlich drein,
Es ist ein fleißig Regen.
Und jubelnd, froh am blum'gen Rain
Die Kinder sich bewegen.

Und langsam geht der Tag zur Ruh',
Leis' sinkt die Nacht hernieder.
Das müde Auge schließt sich zu:
Gott gab den Segen wieder ...